

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 94.

Freitag, den 23. April 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Küsten.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(26. Fortsetzung.)

Ich würde selbst die Herstellung einer noch größeren Anzahl von Drachensfliegern meiner neuesten Konstruktion innerhalb der letzten sechs Monate für möglich halten."

Der Kriegsminister und General Ferber sahen sich prüfend an. Dann fragte der Kriegsminister: „Mr. Wright, halten Sie die Landung einer deutschen Armee von 500 000 Mann auf einem Schub, also etwa in einer Stunde oder wenigstens an einem Tage durch die Luft für möglich?“

Wilbur Wright lächelte und sagte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: „Warum denn nicht? Ich bin sogar überzeugt, daß der deutsche Reichskanzler nicht eher ruhen wird, bis diese riesenhafte Landung ausgeführt worden ist. Sie wissen doch, daß der oberste Grundsatz seiner Diplomatie von jeher gelautet hat: „England ist keine Insel mehr.“

„Meinen Sie nicht,“ fragte der Generalstabschef Boyer, zu Wilbur Wright gewendet, „daß Frankreich noch stark genug ist, die Landung einer deutschen Armee in England zu verhindern?“

„Ueber die Stärke der französischen Land- und Seemacht in dem gegenwärtigen Augenblick will ich mir kein Urteil erlauben,“ entgegnete Wilbur Wright. „Als Amerikaner vermeide ich es auf das strengste, mich über politische und militärische Fragen zu äußern und bin nach Kräften bestrebt, die Neutralität nicht zu verletzen. Da meine hiesige Aeroplansfabrik, die ich mit Herrn Leon und Wollé zusammen besitze, eine französische Fabrik ist, bin ich gar nicht in der Lage, zu verhindern, daß sie Ihnen jede gewünschte Menge von Aeroplanen liefert. Ich trage kein Bedenken, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus die aeronautische Seite Ihrer Frage zu beantworten. Soviel mir bekannt ist, haben Sie in Le Mans, Orléans, Cherbourg und überhaupt im nördlichen Frankreich 10 000 kriegsbrauchbare Aeroplane. Sie würden wohl 30 000 ins Feld stellen können, wenn Sie nicht bei der großen Feldschlacht Ihrer Südarmerie bei Lyon mehr als 10 000 Aeroplane geopfert hätten und die übrigen zur Verstärkung der Macht Ihrer neun Südarmeen kaum entbehren können. Aber 10 000 Drachensflieger genügen schon, um einer solchen Landungsarmee über den Kanal die ärgsten Schwierigkeiten zu bereiten, vielleicht sogar das ganze Vorhaben zu vereiteln.“

Als gegen 2 Uhr die Herren sich trennten, gab Vincent Wiesbach seine drahtlose Depesche nach Korsbach auf. Bevor die beiden Brüder sich zur Ruhe begaben, betraten sie nochmals die Taverne von Grüber aus Straßburg, um als gute Deutsche vor dem Schlafengehen noch ein Glas Bier zu trinken. Ihr Erstaunen war nicht gering, als sie beim Eintreten ihrem alten Freunde und Arbeitsgefährten, dem Ingenieur Karl Eduard Müller aus Köln, in die Arme liefen.

„Du bist wieder frei aus der Untersuchungshaft?“ fragte Vincent Wiesbach, seinen Freund umarmend. „Nun erzähle einmal, wie es Dir ergangen ist.“

„Ich glaube, nicht irre zu gehen, daß ich meine Freilassung

in erster Linie Euch verdanke. Nicht wahr, Ihr habt in meinem Interesse mit Wilbur Wright gesprochen?“

„So ist es“, entgegnete Vincent Wiesbach. „Wir erhielten erst ein Telegramm und später einen ausführlichen Brief über die Schweiz und Deinem Rechtsanwalt. Du batest, ob wir nicht bei Wilbur Wright etwas für Dich tun könnten, zumal er der Vorsitzende des Aufsichtsrates Deiner Fabrik sei. Wir haben ihm sofort über Deine Person Auskunft gegeben und ihn davon überzeugt, daß Du nur die geschäftlichen Interessen Deiner Firma vertrittest und die Schädigung Deines Vaterlands nicht beabsichtigt hättest. Später gaben wir alle schriftlichen Beweismittel für Deine Entlastung, wie sie uns Dein Rechtsanwalt über sandte, an Wilbur Wright. Als ich ihn vor einigen Tagen fragte, ob er in der Sache etwas tun könne, erwiderte er mir, er hätte über Amerika einen Weg gefunden, sich an den deutschen Reichskanzler zu wenden, zu dem er persönlich sehr freundschaftliche Beziehungen unterhält.“

„Das stimmt ganz mit dem überein“, entgegnete Müller, „was mir mein Rechtsanwalt nach meiner Freilassung erzählt hat. Er habe aus bester Quelle gehört, daß ein direktes Telegramm des Reichskanzlers an den Oberreichsanwalt die Veranlassung zu meiner Entlassung war. Da ich nicht militärpflichtig bin, wurde mir der Rat gegeben, mich in die Schweiz zu wenden, da bei der bestehenden Erbitterung die ganze Angelegenheit zu neuen Erörterungen führen könnte. Im Auftrage meiner französisch-schweizerischen Firma soll ich hier in Le Mans die Leitung der Filiale übernehmen.“

„Wie hat es Dir denn in Friedrichshafen gefallen?“ fragte Vincent.

„Bis zu meiner unglücklichen Reise nach Stuttgart, die mir beinahe den Hals gekostet hätte, recht gut“, erwiderte der Ingenieur.

„Kennst Du eigentlich Friedrichshafen?“

„Gewiß, meine Frau ist ja aus Friedrichshafen. Ich habe vor fünf Jahren dort Hochzeit gefeiert, bin aber seitdem nicht wieder hingekommen.“

„Dann wirst Du Friedrichshafen nicht wieder erkennen. Ganze Stadtteile sind neu gebaut worden und andere dazu gekommen. Der Platz gehört heute zu den größten und schönsten Städten von Süddeutschland. Selbst in Amerika und Australien hat in den letzten fünf Jahren keine Stadt eine derartige Vergrößerung erfahren.“

„Haben Sie eigentlich“, fragte Vincent Wiesbach, „meine Schwäger, den Albert und Karl Köhler kennen gelernt?“

„Gewiß“, erwiderte Karl Eduard Müller. „Ihre vorzügliche Information über die Mobilmachung ist mir fast lebensgefährlich geworden. Ohne, daß die beiden es ahnten, hatte ich übrigens mit Ihrer Schwester Lotte angebandelt und war nahe daran, sie zu heiraten, als der Krieg losging.“

(Fortsetzung folgt.)

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(27. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Unser Tanz?“ rief sie erstaunt. „Ich sagte ja, daß ich nicht tanzen würde, und daß so viele andere da seien. Und Sie meinten doch auch . . .“

„Ja, wir kamen überein, daß ich mich umsehen sollte, ob eine der anwesenden Damen größere Ansprüche auf einen Tanz machen könnte, als Sie. Und ich habe wirklich ganz genau nachgesehen, aber konnte niemand entdecken. Kommen Sie doch!“

Ohne ihres schwachen Protestes zu achten, legte er den Arm um ihre Taille, und sie tanzten fort.

Nie in ihrem Leben hatte Ada einen Tanz so genossen. Rings um sich fühlte sie erstaunte, mißbilligende Blicke. Man konnte es ja nicht fassen, daß er, Sven Grabe, der im Hause hier so intim war, vielleicht mehr als ein bloßer Bekannter, der kleinen Gouvernante, über die man jetzt so viel flüsterte, eine solche Ehre erwies.

Als der Tanz zu Ende war, trennte sie sich von ihrem Kavaliere und promenierte mit den kleinen Mädchen einmal um andere um den Saal. Aber als die Musik wieder einsetzte, sah sie Sven Grabe wieder auf sich zukommen. Was konnte er nur wollen?

Er verbeugte sich. War sie schon aufgefordert?

Ada zog sich erstaunt gegen die Wand zurück.

Was meinte er? Zwei Tänze nacheinander? Das ging doch nicht an. Was würde man sagen? Auch hatte er ja noch nicht mit Ruth getanzt.

Alles das brachte sie stotternd hervor. Er lachte ihr nur ins Gesicht.

„Was weiter!“ „Glauben Sie, daß ich mich um das kümmere, was die Leute schwachen! Ich bin doch keine alte Kaffeebäse! Ich habe mir vorgenommen, daß Sie heute Abend nicht ausruhen dürfen, denn es ärgert mich zu sehen, daß man noch nicht recht herausgefunden hat, wie prächtig Sie tanzen. Und wir wollen aushalten, bis denen die Augen aufgehen. Nun also! Sie dürfen nicht glauben, daß Sie mich los werden. Wir wollen uns so flott drehen, als wenn wir für Geld tanzen. Ja, nun sollen die einmal etwas zu sehen bekommen!“

Ada begriff. Sven Grabe sagte, daß er den Leuten zeigen wollte, wie gut sie tanzte, aber er meinte, daß er zeigen wollte, daß man mit ihr tanzen könne. Um ihre Willen trogte er all diesen Menschen, indem er ihnen so deutlich wie möglich zeigte, daß sie einen Verteidiger hatte, der bereit war, sie gegen Verunglimpfung zu schützen.

Während sie durch den Saal flogen, klopfte ihr Herz stärker und stärker. Er wuchs in ihren Augen zu einem Helden, und sie dachte nicht daran, das stolze Glück zu verbergen, das aus ihrem Gesicht strahlte.

Das wollte er für sie tun! Sich vielleicht Mißdeutungen und Unannehmlichkeiten aussuchen! Es gab also jemand, der in dieser Zeit der Alltätigkeit so selbständig mit einer solchen Kühnheit auftreten konnte!

Der Gedanke daran, was die Menschen um sie flüsterten, bedrückte sie nicht mehr; die Vorstellung, was Ruth glauben könnte, schob sie von sich weg. Sie tanzten und tanzten, einen Tanz nach dem anderen, und zwischen den Tänzern gingen sie und ihr Kavaliere Arm in Arm mitten unter all den anderen umher, plauderten und lachten über alles, was ihnen einfiel. Sie hätte hinaufgehen können, wenn sie gewollt hätte. Die kleinen Mädchen waren schon zu Bett geschickt worden, und niemand würde nach ihr gefragt haben. Sie tat es nicht. Diese berausende, wunderliche, unwirkliche Gegenwart, die sie durchlebte, von einer freundlichen, starken Hand gegen böse Worte, stechende Blicke geschützt, war ihr so teuer geworden, daß sie sie nicht abzulösen vermochte.

Niemand hatte sie je so froh, so übermütig und ungezwungen gesehen. Sie ging einher, als wäre sie ganz allein und ungestört mit ihrem Begleiter, als sähe sie niemand von all den Menschen, die sie anstarrten.

Plötzlich kam sie zur Besinnung. Gerade als sie durch eine Tür gehen wollten, stand vor ihnen eine hohe, schlanke Gestalt mit einem brennenden Antlitz.

Ja, es war brennend. Es glühte und brannte in diesen Augen, sonst würde Ada es in ihrer Ekstase nicht bemerkt haben. Es war Ruth.

„Nicht bist du wohl vergnügt, Ada,“ fragten die Augen.

„Und Adas Lippen antworteten mechanisch: „Ja.“

„Früher machte ich mir Gedanken, weil du nicht heiter warst“, führen die Augen fort. „Das war nicht notwendig. Du sorgst schon in der einen oder anderen Weise für dich.“

Das Gesicht verschwand, der Weg durch die Tür war wieder frei; aber Ada befand sich mit einemmale wieder in der Welt der Wirklichkeit. Sie war nicht mehr unverwundbar. Die Blicke der Umherstehenden versengten sie. Sie begriff nicht mehr, wie sie vor einigen Augenblicken durch das Zimmer hatte gehen können, ohne sie zu fühlen, und sie wußte, daß sie die Nähe der Augen, die eben zu ihr gesprochen, nicht länger ertragen konnte.

„Es ist hier so heiß, zum Ersticken“, flüsterte sie Sven Grabe zu, indem sie an ihm vorbeischiebte.

Da er dachte, daß junge Mädchen sich recht töricht betragen, wenn es gilt, nach einem Tanze Kühlung zu finden, und da er es nun einmal für diesen Abend zu seiner Aufgabe gemacht hatte, für sie zu sorgen, ging er ihr nach, um zu sehen, ob sie vielleicht die tollkühne Idee gehabt hätte, sich ins Freie zu begeben.

Nichtig, dort auf der hohen Steintreppe stand sie in ihrem dünnen Kleide und ließ sich von dem durchdringenden Winde der kalten Frühlingsnacht umwehen.

Sie hatte sein Kommen nicht gehört und zudte zusammen, als er fragte, ob er ihr nicht einen Pelz holen solle.

„Nein, danke“, sagte sie beinahe kurz. „Ich gehe gleich hinauf.“

„Hinein, meinen Sie wohl?“

„Nein, hinauf auf mein Zimmer. Ich kann es nicht länger unter all diesen Menschen aushalten, die nur Böses von mir denken. Sie sind der einzige, der es nicht zu tun scheint, und ich begreife nicht, warum Sie nicht die gleiche Meinung von mir haben wie die anderen. Warum sind Sie so freundlich gegen mich? Sie pflegen nicht immer so milde in Ihrem Urteil zu sein.“

Die heftigen Worte strömten in wilder Hast über ihre Lippen, und die bleichen Gesichtszüge bebten in dem inneren Aufruhr, der sie dazu trieb, sich bloßzustellen und sich, in dem rücksichtslosen Trotz des Unglücks, von allen Bänden loszureißen, selbst von dem letzten freundlichen Arm, der sie zu stützen versuchte.

Es lag in diesem heftigen Gefühlsausbruch des sonst so stillen Mädchens etwas, das zu einer Annäherung verlockte. Ihr ganzes Wesen atmete eine solche Klage über ihre Einsamkeit, eine solche Sehnsucht nach Zärtlichkeit und ein solches verstecktes Verlangen, sich selbst hinzugeben, daß es bei einem Stärkeren den Wunsch zu trösten und zu helfen erwecken mußte, ganz wie ein weinendes Kind den Vorübergehenden zum Stehenbleiben zwingt.

„Ich, schroff im Urteil über andere?“ jagte er in einem ernstesten Ton, der von seinem eben noch so knabenhaft ausgelassenen abfiel. „Ja, wenn ich mich in jemand getäuscht habe, dann streiche ich ihn aus, und wenn er auch mein bester Freund wäre. Aber es wird mir nicht leicht, etwas Schlechtes von einem Menschen zu glauben. Und daß ich es von Ihnen nicht glaube, haben Sie doch gesehen. Es würde mir leid tun, wenn Sie es nicht gemerkt hätten.“

„Doch, doch“, antwortete sie hastig.

Und als die dunklen Augen sich ihm zuwandten, glänzten sie im Nachtdunkel feucht.

(Fortsetzung folgt.)

Maria zum Schnee.*)

Eine Grotteske.

Der müßte ein schätzbare Bispertaler sein, der das „Fest“ der gnadenreichen Maria zum Schnee, hoch oben am Fuß des Matterhorns, versäumen wollte, es sei denn, daß Pestilenz oder Seuchen an Menschen und Vieh in Heim und Dorf ihn davon abhielten oder sonst eine arge Notwendigkeit, das Tal zu hüten. Mitten in der Nacht — das segensreiche Fest findet nur einmal des Jahres, im Hochsommer, statt — brechen sie auf, aus jeder Familie mindestens ein Mann oder eine Frau, von Bisp, Stalden und St. Nikolaus, um ja beim Frühgottesdienst zugegen zu sein, während die Zermattler nur den dreistündigen Aufstieg vor sich haben und nicht extra früh vom Laubjod herunterzurutschen brauchen.

Der Wirt zur Guldimatt in St. Nikolaus hätte sein junges Weibchen, das ebenso fastig und blühend aussah, wie er selber dürr und löcherig hinter den Ohren war, aus einem triftigen Grund ums Leben gern ans Fest geschickt. Und der lustige Maler aus Genf, der seit Monaten bei ihm wohnte, um die malerischen Reize des Tales auf seine Leinwand zu pinseln, wäre für den Tod gern mitgegangen, weil es dort oben, bei der berühmten Marienkapelle am Schwarzsee, ein originelles Stück Volkseben mitzuerleben gab, wie er jagte.

Auch seine frommfröhliche Kellnerin, die Lisa, wollte sogar gegen freiwilligen Verzicht auf einen Wochentag für den Tag Urlaub haben.

Aber es war nun einmal nicht menschenmöglich, daß er während der so kurzen Hochsaison, wo es im Tal von Fremden wimmelte und krabbelte, wie in der Nähe eines Ameisenhaufens, auch nur ein Bein aus dem Hause ließ. Lange war Regenwetter und damit böse Zeit gewesen, jetzt herrschten endlich sonnige Tage, und es regnete Gold ins Haus! Was war zu machen?

Morgen würde die festliche Prozession anheben. Wenn er sie versäumte, so blieb er ein zweites Jahr hoffnungslos. Und wozu sollte er denn radern und schinden, wenn kein Sproß und Erbe da war?

Er wälzte sich auf seinem Laubjod hin und her und fand keine Ruhe, obwohl seine Gäste schon im Schlummer lagen und kein Mäuschen knabberte. Nur der Maler schäkerte noch in der guten Stube mit seiner Frau und der Lisa, von denen keine ans Schlafengehen dachte, da keine vor der andern den Vortritt haben wollte.

Plötzlich hatte der Guldimättler einen Einfall. Plötzlich sprang er aus seinem Bett, zog Hose und Kittel an und ging ans Telefon.

Den Südbader Florian berief er zu sich. Der wohnte abseits vom Dorfe in einem einsamen Häuschen, an welchem die Leute nur mit ängstlichem Widerwillen vorbeigingen; denn er war eine Art Wunderdoktor, der durch Besprechen und Beten ohne Anwendung von Nixtuten, verheirte und kranke Menschen und Tiere befreite und heilte. Sein beliebtestes Mittel war die Sympathie.

Der Südbader Florian war ein pfiffiges, älteres Männlein, der zu jedem Dienst bereit war, welcher etwas Greifbares abwarf. Er zählte zu den Häblichen im Dorfe und genoß großes Ansehen wegen seiner heimlichen Schätze und seiner „höheren“ Verbindungen.

Der Florian war spornstreichs da. Das fiel auch dem Guldimättler auf. „Wie Ihr schon da sein könnt! Ist ja fast wunderbar!“

„Allein das Männlein entgegnete led: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Ich hab' eben bloß auf Euren Ruf gewartet!“

Worauf der Wirt große Augen machte, sprachlos die Wasserflasche am Büfett nahm und ihn einlud, mit ins Hinterstübchen zu kommen.

„Emerenz“, sagte er zu seiner Frau, „ich wollte ein paar Worte mit dir reden!“

Damit war für das verspätete Kleeblatt das Zeichen gegeben, sich aufzulösen. Der Maler stieg die Treppe hinauf, die Lisa machte sich mit Abräumen zu schaffen, stellte die Stühle auf die Tische und löschte die Lampe aus. Zwischenhinein ging sie mehrmals an der Hintertürentür hinhören.

*) Wir entnehmen diesen interessanten Beitrag der soeben erschienenen Schweiz-Nummer der „Leipziger Illustrierten Zeitung“, einer in bildlicher wie textlicher Beziehung gleich ausgezeichneten Publikation, die auf dem Raum von 120 Seiten einen erschöpfenden Überblick über die zahlreichen Naturschönheiten dieses Landes gibt. Für den Reisenden ein vortrefflicher Führer, der ihm auch nützliche Angaben über die wirtschaftlichen Verhältnisse gibt, dem Kenner des Landes eine wertvolle Erinnerungsgabe, wird dieses Sonderheft der „Leipziger Zeitung“, dessen Einzelpreis nur 2 Mark beträgt, immer einen hervorragenden Platz in der nicht gerade armen Literatur über die Schweiz und ihre Bewohner einnehmen.

„Ja, also, warum ich dich gerufen hab', das kannst du leicht einbilden, Florian“, hob der Guldimättler an. „Es geht jetzt schon mit uns ins zweite Jahr, der Emerenz und mir, und immer ist noch nichts da.“

„Dem Mangel kann abgeholfen werden“, unterbrach ihn der Florian bestimmt.

„Gelt, das kannst du?“

„Das können wir mit Hilfe der Gnadenreichen!“

„Wir sind sonst gesund; fehlen tut uns nichts“, fuhr der Guldimättler fort.

„Benigstens mir nicht!“ verbesserte ihn die junge Frau. Es war ihr nur so herausgefahren. Sie wurde rot darüber; aber ihrem Manne wich das Blut aus dem Gesicht, so daß er ausfaher ein ausgehungertes Mongole.

„Ich denke, die Emerenz wird sich nicht über mich zu beklagen haben“, sagte er, seine Fassung wiedergewinnend.

„Nein, essen tun wir gut und reichlich, und abradern muß ich mich auch nicht, das ist wahr!“ lenkte die Emerenz ein, indem sie ihn absichtlich mißverstand.

„Wir tun vielleicht zu wenig fürs Seelenheil, mag sein“, nahm der Guldimättler wieder das Wort, „und da fehlt es eben an einer richtigen Fürsorge“ dort oben. Und weil nun die heilige Maria zum Schnee sich der Eheleute' allzeit gnädig angenommen und ihren Verkehr fruchtbar gemacht hat“ . . .

„Soll ich morgen für euch wallfahrten gehen“, ergänzte der Florian. „Am Ehrentag der Heiligen wird's besonders wirksam sein, gewiß!“

„Wollt Ihr?“ fragte der Guldimättler freudig erregt über das verständnisvolle Entgegenkommen des Südbaders, das ihm das unangenehme Bekenntnis ersparte. Er schob ihm eigenhändig ein Gläschen von seinem feinsten Aufwasser zu. „Es soll mich nichts reuen“, fuhr er in einer Anwendung von Großmut fort. „Sagt bloß, was Ihr verlangt . . . Genügt es an dem?“ Er legte vier blanke Taler auf den Tisch heraus.

„Ist schon gut“, dankte der Südbader und strich das schwere Geld gleichgültig vom Tisch herunter, als wären's Heublumen.

Der Wirt glaubte, er habe zu wenig getan, und bemerkte: „Ihr kennt mich . . . Wenn's nachher gut wird, bin ich immer noch da!“

„Eins aber ist Bedingung“, sagt der Florian nun ernst und bestimmt. „Ihr müßt beide mit meiner Fürbitte einverstanden und inzwischen fleißig sein im Weingarten des Herrn, wenn's was anschlagen soll.“

„Fleißig beten, meint Ihr?“ fragte die Emerenz.

„Ja, vierhändig und vierarmig natürlich!“ lächelte Florian verschminkt. Er trank das Gläschen aus und schnalzte vergnügt mit der Zunge. Dann deckte er seinen irdenen Biß selber zu: „Sapristi, ein feines Wasserchen habt Ihr da, Guldimättler!“

„Ihr sollt ein Gläschen mit auf die Wallfahrt haben, Florian!“ Und der Guldimättler schenkte ihm eifrig eine Feldflasche voll, während seine Frau gute Witten rüstete und zu einem Rädchen zusammenband.

„Aus einem warmen Magen kommt ein warmes Velen! Das wissen die frommen Mönche. Die feinsten Schnäpse brauen die Benediktiner.“ So unterhielt der Florian die geschäftigen Auftragsgeber und mämmelte vergnügt an seinem süßen Wasserchen. Er wurde immer gesprächiger und dachte nicht an das Heimgehen, obgleich es schon lange Bettzeit war.

„Also abgemacht ist's, und gut wird's, he“, Damit stellte sich der Guldimättler vor den Florian hin und wollte ihm zu versichern geben, daß es für ihn Zeit war aufzubrechen, damit er nicht am Ende das Fest verchlafe.

„Abgemacht und gut wird's!“ Dafür laßt mich sorgen! Wißt, ich hab' einen besonderen Stein im Brett bei der gnädigen Maria zum Schnee. Weißt mit der Heiligen umzugehen wie keiner im ganzen Tal. Möcht' sagen, ich hab' sie in der Tasche. Schon manche ist auf meine Fürbitte Mutter geworden. Wer dort oben beten läßt, ist dem Himmel nicht nur tausend Meter näher . . . Laßt mich nur machen; gut wird's, so wahr ich der Florian bin, und wenn ich mir die Anie blutig rutschen muß!“ . . . Ich zwing's!“

„Also gewirkt hat's auch schon?“ Der Wirt hatte sich im Vergnügen der Erwartung beinahe die Hände gerieben.

„Und ob!“ gab der andere fast beleidigt zurück. Fragt nur die Gloschen Veronika und die Französin und . . . Aber ich wollt' 's eigentlich geheim halten . . . Bei der heiligen Maria zum Schnee“, fuhr er grob heraus, „deinen Napoleon magst dem Taufel an den Schwanz binden, wenn's nicht einschlägt.“

Der Florian kam vor Herger ins Duzen hinein.

Mittlerweise hatte ihn der Wirt glücklich unter die Haustüre gebracht.

„Wenn's zwei Ruben gibt, nachher sind sie zwei Napoleon wert“, beschwichtigte ihn der Guldimättler. Nun ließ er den

Niegel, schlug sich vor Freude mit beiden Händen auf die Knie und eilte mit Triumphgefühlen in die Schlafkammer zurück. „Also gut wird 's! hat er gesagt“, rief er seiner Frau zu und umhalste sie, was sie ohne Mißhilfe geschehen ließ. Dann schloß er die Läden zu, weil der Mond zu grell schien.

Als der Sünzbader sich einige Schritte vom Hause entfernt hatte, stand da im Schatten eines Baumes ein Weibsbild.

„Florian!“ flüsterle sie ihm zu. „Ich bin's, die Lisa.“

„Was hast du denn vor?“ fragte er erstaunt.

„Ich möcht' wünschen, daß Ihr mich auch ins Gebet nähmet.“

„Warum denn?“

„Mein Liebster“ . . . sie war dem Flennen nahe — „mein Liebster will mir untreu werden . . . Ich geh' ins Wasser, wenn er's tut . . . Die Schand' . . . die Schand'!“

„Steht's so?“

„Ja, so steht's Florian . . . Oh, wenn Ihr ihn festbieten wölltet, daß er nicht mehr von mir lassen kann! Ich halt's nicht aus ohne ihn.“

„Wer ist's denn?“

Die Lisa zögerte.

„Wenn ich fürbitten soll, muß ich's wissen. Ich kann so wenig zwei zusammenbeten, wenn ich die beiden nicht kenne, als du heiraten kannst, wenn du keinen Mann hast. Besinn dich nicht lange.“

„Der Maler ist's!“ schluchzte sie heraus.

„So, der Malefizler! Der scheint bei den Weibern Hans Oben im Dorf zu sein. Die Guldinmätlerin.“ . . .

„Ja, gelt . . . das habt Ihr auch schon gesehen! Sie will ihn mir abspenstig machen . . . Aber die soll warten! Eher brenn' ich mit ihm durch. Ja, betet für mich, daß er mit mir durchbrenne. Darin wird alles gut.“

„Du scheinst es eilig zu haben, Lisa.“

„Ja . . . Und jetzt gute Nacht! Betet für mich. Wollt Ihr? Durchbrennen soll er mit mir, je früher, um so besser! Denn ohne ihn kann ich und mag ich nicht fort!“

„So will ich's der Maria zum Schnee ans Herz legen.“

„Aber fest! Da habt Ihr meinen Wochenlohn, den ich für die Wallfahrt angelegt hab.“ Und sie drückte ihm ein großes, blankes Silberstück in die Hand.

„Und gelt, daß er mit mir durchbrennt?“ verlangte sie Versicherung.

„s' ist schon recht. Durchbrennen wird er. Das ist meine Sady! Und ich bürg' dafür.“

„Also gut ist's“ fragte sie aufatmend, als wär' ihr Herz um eine schwere Last leichter geworden.

„Gut ist's!“ band er kurz ab.

„Ich werd's Euch danken mein ganzes Leben lang, Florian. Gut! Nacht!“

Damit nahm sie Abschied und schlich um die Hausede. Als er ihr nachblickte, war's ihm, als ginge sie nicht mehr so leicht einher wie ehemals. Die schlank Lisa war das nicht mehr. Kopfschüttelnd schritt er seinem Heimwesen zu.

„Die Werber, die Weiber! Was haben die für Pflanz' im Gehirn!“

In aller Hergottsfrühe war Florian auf den Weinen, das Tal hinauf. Als er das Matterhorn in Sicht bekam, loderte es wie eine Purpursäule in den blankblauen Himmel hinein. Und eine Andacht kam über ihn. Ein Ehrentag sollte es für ihn werden. Die Maria zum Schnee wollte er rühren, bis ihr Herz butterweich und die Wallfahrt geeignet würde.

Der Aufstieg durch den felsigen Bergpfad zum Schwarzsee war rauh und beinkniefend. Als er oben ankam, war er so hin, daß er weder essen noch trinken mochte. Wie viele andere ältere Leute streckte er sich der Länge nach auf den blumigen Rasen und schlief ein, nicht ohne sich nachhaltig einzuprägen, was für zwei gewichtige Sachen er der Jungfrau vortragen müsse. Indem er einschlummerte, standen die beiden Frauenpersonen als verschwommene Bilder vor seinem Geiste, und die sich im Leben befehden und flohen, berührten einander, flossen wie Schatten ineinander, vom hellen Glanz der Gnadenreichen allmählich in goldblauer Licht aufgelöst.

Als er aber in der Kapelle zu Füßen der Gnadenreichen kniete, wurde es ihm plötzlich schwammig im Geiste. In seinem Gebete verwirrten sich die Begriffe, die Gedanken flohen, und die Mißsprüche für Emerenz und Lisa, für die Zwillinge und den einen, der festzubeten war, gingen in seinem Kopf durch und übereinander, wie die Losnummern in einer wohlgeschüttelten Tombolatrommel. Immerhin kam er mit den Augen am Rosenkranz zu Rande. Froh war er, als alles vorbei war, ohne daß seine unsichere Haltung Aufsehen erregt hatte. Auch war er sich bewußt, für die Emerenz sowohl als für die Lisa inbrünstig gebetet zu haben, wenn ihm auch die Verbindung, in welcher es geschehen, etwas nebelhaft vorkam.

An der frischen Luft wurde es ihm besser, und nachdem er sich satt gegessen, hörte er mit geklärten Sinnen die Festpredigt des Kapuziners an, der in wuchtigen Worten die Schwäche und Nichtigkeit der Menschen der Größe und der Allmacht Gottes in seinen Wunderwerken gegenüberstellte, für seine Reden die herrlich leuchtenden Riesengebäude als Zeugen anrufend.

Mit dem schwankenden Gefühl, ob er seine Beterpflicht genau und treulich erfüllt habe, stieg er mit einigen Talgenossen bergab. In Zermatt aber nahm er den Zug. Es lohnte sich ja!

Einige acht Tage später lehrte er beim Guldinmättler ein und hatte eine geheime Unterredung sowohl mit dem Wirt als auch mit der Lisa. Beide berichteten ihm mit Genugtuung, daß sie Anzeichen für eine bessere Wendung hätten. Seine Wallfahrt scheine gewirkt zu haben. Und er freute sich heimlich auf den Goldregen. Und diese heimliche Freude machte ihm sein Gewissensleben den ganzen Sommer hindurch leicht, und er wiegte seine Seele darin zu sanftem Träumen ein.

„Ja, das mach' dem Florian einer nach!“ schaute er bewundernd in stillen Stunden zu sich selber auf, wenn er über seine himmlischen Erfolge nachdachte.

Eines Abends, als er eben wieder solch stiller Betrachtung oblag, hörte er eilige Schritte auf sein Heimwesen kommen. Bald war's ihm, als fluchte und wetterte draußen einer vor sich hin. Ehe er ans Fenster treten konnte, riß jemand die Tür auf. Herein trat der Wirt zur Guldinmatt.

„Himmelherrgott! Kreuz—Donner—abeinander! . . . Florian, was habt Ihr angestellt?“

„Was gibt's denn, Guldinmättler? Ist denn nicht alles in Ordnung? Hab' doch gehört, die Hebamme sei heut' zu euch gerufen worden!“

„Ja, von wegen der Lisa. Zwillinge hat sie gekriegt!“

„Und Eure Frau?“

„Durchgebrannt ist sie mit dem Maler, dem verfluchten! Heut' früh, wie ich auf Weinkauf aus war . . . Zum Durchbrennen ist unsere neue Talbahn ja eingerichtet!“

Da kratzte sich der Florian hinter den Ohren und stand da wie ein Huhn, wenn's donnert. Wie geistesabwesend starrte er vor sich hin, als müßte er in die fernste Ferne der Erinnerung blicken. Dann trieb es ihn die Stube auf und ab. „Jesses! Jesses!“ rief er plötzlich geängstigt und beschämt zugleich. „Jetzt hab' ich die beiden Aufträge miteinander verwechselt, und die heilige Maria zum Schnee hat sie natürlich blühsauber ausgeführt . . . Jesses! Jesses!“

Und er erzählte dem Guldinmättler die Geschichte der Gebetsaufträge. Die nachträglichen zwei Napoleons behielt er fest in der Tasche. Was es zwischen den beiden sonst abgesehen hat an demselben Abend in des Sünzbaders Stube, das will ich lieber verschweigen.

Adolf Vögtlin.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 88:

Zahlenrätsel:

Asi, Jch, Uhu, Jun, Reh, See, Ufa, Rab, Me, Alt.

Die Mittelbuchstaben ergeben: Schneefall.

Ergänzungsrätsel:

Werner, Diener, Nasse, Rasse, Schenne, Zeller, Noten, Kiemer, Gals, Schwein, Hummeln.

Wer die Nasse scheut, lernt niemals schwimmen.

Wichtige Lösungen schickten ein:

B. Ufener-Wiesbaden. — H. Böcker-Wiesbaden. — Eugen Dreßler-Wiesbaden. — Th. Pfeiffer-Wiesbaden. — Ed. Langer-Wiesbaden. — R. Vollmer-Wiesbaden. — Chr. Niehl-Wiesbaden. — Schmidt-Hochheim. — R. Wilhelm-Wiebrich. — Käthe Wagner-Wiebrich.

Silbenrätsel.

al brom do der fa hol ka korn li mis nar nit o ra si stand ti tin tis um vor wach za

Aus vorstehenden 23 Silben sind 7 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. Arzneimittel; 2. Konfessur; 3. bei Vereinen von Wichtigkeit; 4. Sängerin; 5. bekannte Operettenfigur; 6. Geistlicher; 7. Feldblume. Sind die richtigen Wörter gefunden, sollen sie — ohne Änderung der Reihenfolge — so untereinander gestellt werden, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen zwei Wissenschaften bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glos in Wiesbaden.

Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers

Konrad Reibold in Wiesbaden.